

DAS HAUS

Auszug aus dem Roman

von Emilija Dvorjanova (Sofia)

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

Auszug aus dem Roman *Das Haus*
(auf Bulgarisch 1993 erschienen),
auf Deutsch zuerst veröffentlicht in:
Sofronieva, Tzvetia (Hg.): *Verbotene
Worte: Eine Anthologie*. München:
Biblion 2005 (Marburger Bibliothek 7).

Wie traurig es ist – wir können den Verfall nicht aufhalten. Wir merken nicht, wann er beginnt, aber vielleicht ist schon vor Ewigkeiten irgendein erblich vorbelasteter Ziegel gesprungen, und in unsere Behaglichkeit sind Tropfen von Trauer eingedrungen, eine verzehrende einsame Feuchtigkeit klebt an den Wänden, selbstverständlich und nicht messbar, während eines Tages der Nagel sich aus dem Verputz löst und die alte Ikone mit der Gottesmutter, die den Weg weist, auf den weichen Teppich fällt, und auf ihrem Rücken sehen wir einen von feuchtem Blut zerfressenen Fleck ... Oder der riesige Baum – ein Talisman des Hauses – streckt seine alten Wurzeln aus, und in unseren Grundfesten klafft ein kleines Loch, die Ameisen wissen, was zu tun ist, friedlich und freudig beginnen sie zu graben, ein Labyrinth zu bauen ohne Ausgänge für uns, ein ausgezeichnetes Schlupfloch für die Feuchtigkeit, die man nicht bemerkt, während der Nagel sich aus dem Verputz löst und die Wegweiserin zu Boden fällt ... Dann können wir nichts mehr tun, und doch nehmen wir den Hammer und schlagen den Nagel wieder in die Wand – ein bisschen weiter links oder ein bisschen weiter rechts, damit uns die friedensstiftenden Augen der Mutter anschauen, aber für uns sind sie schon beunruhigend mit dem ätzenden Fleck in den Pupillen, und sie machen uns zu Forschern – wir suchen kleine Löcher, verstopfen Eingänge, rühren Putz an, wie Schlafwandler gehen wir auf dem Dach herum und suchen den unseligen Ziegel, aber er ist nicht da, und deshalb wechseln wir alle aus, wir wechseln alles aus – verwirrt und traurig durch den Verfall, und abends, umringt von Flickern, unglücklich, ruhen wir für einen Augenblick in den Augen der Mutter aus, und wir würden gerne beten, aber wir können nicht mehr ...

Wenn der Abend blau ist, werden wir ins Freie gehen. Wie Schildkröten in Panzern, weil wir keine Kosmopoliten sind und keine verlockenden Hotels betreten werden, um uns mit unpersönlichen Gästen zu vermischen und uns entblößt im Licht der teuren Kleider, von Vergangenen gesäubert zu suchen, ohne Löcher, ohne Flickern, nur in uns selbst gegangen, in die astrale Zukunft umherirrender Seelen, denn wir werden gebeugt gehen unter einer knöchernen Hülle, ein Haus in uns und über uns, braun und grau, mit Blicken, nach vorne starrend in die Unruhe des Verfalls, es letztendlich entdeckt habend, es letztendlich begriffen habend, es wissend ...

Wir folgen dem Straßenpflaster ohne einen einzigen Grashalm, und in unserer Brust dreht sich irgendeine Platte, bekannt, abgewetzt – ein alter gregorianischer Choral aus drei Tönen, und unsere dünner gewordenen Stimmbänder, ausgefeilt von Rauch und Zigaretten, mühen sich vergeblich, zu diesen noch vier hinzuzufügen – noch vier Töne brauchen wir, um jenen wundersamen Reichtum an Klängen zu ergreifen, der in den Sternen versteckt ist, in den Himmelssphären, hinter dem Neonschleier unseres Alltags – wie wenig wir brauchen, wie nichtswürdig all das ist, unerreichbar, wenn aus dem mühsamen Lauschen, inmitten von Knacken und Kratzen, die strengen Töne abbrechen und eine Melodie für ineinander gelegte Hände und kalte verschwitzte Finger entspringt – nicht das haben wir gesucht.

Wir folgen dem Straßenpflaster.

Wenn wir gehen.

Wenn ich unendlich weit zurück gehen könnte im Strom der Erinnerungen, wenn ich die Grenzen des Bewusstseins auslöschen und den ersten Vollmond wieder erschaffen könnte, der in meine Augen gefallen war, und von dort noch weiter zurückgehen könnte in den Schoß der Dinge, die außerhalb meiner selbst sind, wenn ich mich ohne Mühe an die Gesten erinnern könnte, die Seufzer, zufällig fallen gelassene Worte, und die Geschehnisse erkennen könnte, als ob ich in ihnen wäre, wenn ich sehen könnte, und nicht tastend beschreiben müsste, dann würden sich die Teile so einfach und leicht zusammensetzen lassen, und aus den Ruinen des Unausgesprochenen würde das Haus erstehen, umgeben vom Heiligenschein seiner Nostalgie nach der nicht erlebten Vergangenheit und seiner Sehnsucht nach der nicht wahr gewordenen Zukunft. Wenn ich könnte ... Wenn ich die Wirklichkeit umfassen könnte, sie einzäunen, sie hinter Glas stellen, um sie wie eine unabänderliche Wahrheit bewahren zu können, und wenn die schwimmenden Details dieser Geschichte fest auf dem Boden der Realität stehen würden ... Dann könnte ich sagen, wenn man mich fragt: Ja, ich kenne den

Jungen, ja, ich habe mich dem Jungen gegenüber schuldig gemacht, ja ... Aber ich weiß, dass sich alles auf eine einzige Tatsache stützt, eingetaucht in den Mythos der Kindheit, eine Tatsache, die nicht interpretiert werden darf und weder die Wahrheit stützt noch die Lüge. Und deshalb, so sehr ich auch auf das Herz der Nacht lausche, wie sehr ich auch in die Stille hineinstarre, um eine neue Bestätigung zu finden, gelange ich doch von Neuem zur gleichen Erinnerung, wo der zweifache Stamm dieser Wirklichkeit und Illusion zugleich in der ununterscheidbaren Legierung des Lebens beginnt.

In diesen Augenblicken des Starrens erinnere ich mich:

Als ich noch klein war, so klein, dass ich die Hand nach oben streckte, um den Kuchen vom hohen Tisch im Salon des großen Hauses zu nehmen, als ich so klein war, dass die Wirklichkeit als herrliche Vorstellung existierte und die Vorstellung als herrliche Wirklichkeit und alle Grenzen vom Strom des galoppierenden Augenblicks verwischt wurden, als die Welt immer noch nur eine Vorahnung und weit entfernte Gegenwart war, frei von der nostalgischen Schwere der Erinnerungen, damals konnte ich nicht ahnen, dass sich die Ruhe der Zeit, als wir mit dem Jungen auf dem Boden herumkrabbelten und ich versuchte, den goldenen Knopf von seinem Samtanzug abzureißen, in einen traurigen Schrei verwandeln würde, in eine unauslöschliche Wunde, ein nicht zu änderndes Schicksal und in Gram, ich konnte nicht annehmen, dass aus diesen flüchtigen Eindrücken, gesammelt im Chaos unbewusster Erlebnisse, die Schuld entstehen würde, die mich in ihre unendlichen Verzweigungen einflcht, ohne dass ich weiß wie, ohne dass ich weiß warum, wie Zauberei aus weiter Ferne, wie Vorbestimmung, die jeden Fluchtversuch vereitelt. »Ich kenne den Jungen nicht«, so sagte ich, als sie mich fragten, aber ich hätte sagen müssen: »Ich will ihn nicht kennen!« Denn es ist unbestritten, dass irgendwann vor langer Zeit meine Großmutter meine Hand in ihre knochige und runzelige nahm und den ersehntesten Spaziergang meiner Kindheit begann, ganz bis ans andere Ende der Stadt, zu den kleinen Sträßchen mit Häusern, die verträumt in blütenüberhäuften Gärten alterten. Dort, am äußersten Punkt der mir bekannten Welt, lebte das Haus, und in diesem Haus lebte der Junge, und wir spielten jeden Sonntag Nachmittag im Sand unter einem Sauerkirschenbaum, der weiß vom Frühling, rot von Früchten oder herabfallenden herbstlichen Farben über unseren aneinander gelehnten Stirnen war. Wir buddelten Löcher und bauten Häuser, die wie Schlösser aussahen, wie jenes, das hinter uns atmete – mit Veranda und einem Turm, der irgendein Geheimnis verbarg, denn wem würde er sonst etwas nützen?

Oft schauten wir zu ihm hin, die Gesichter der Sonne zugewandt, die an seiner Spitze zu gefrieren schien, mit benetzten Augen, damit er sich in den Turm eines richtigen Schlosses verwandelte, und mit immer durstiger werdenden Lippen, solange bis der Durst über das Phantasiespiel siegte und wir den Kopfsteinpflasterweg zum Brunnen hinabstürzten, um unsere Lippen über dem eisigen Strahl zusammenstoßen zu lassen. Das Wasser überströmte unsere Gesichter so lange, bis sich das Fenster öffnete und eine noch ältere, noch knochigere Hand als jene, die mich führte, mit erhobenem Zeigefinger drohte, dass wir lange getrennt sein und sich Ärzte in weißen Kitteln über uns beugen würden, um zu hören, wie unsere Herzen schlugen.

An noch etwas kann ich mich gut erinnern – wenn sich im Winter der Schnee auftürmte, brannte der Kamin im Salon, das Feuer flocht Schatten, und die schwarzen Möbel schwammen im Halbdunkel. Die beiden Großmütter unterhielten sich in der Ecke, jede in ihren Sessel vor dem Tischchen mit den seltsam gewundenen Beinen versunken, und ihre Stimmen knarrten leise wie alte verrostete Masten, während zur festgelegten Stunde die Uhr über dem Kamin die Zeit einsammelte – ihre, mit einem Hauch von Lavendel, und auch unsere, die wir zu weit entfernten Ufern davongeschwommen waren; nach dem fünften Schlag pflegte die Tür, sich lautlos zu öffnen, und wir stießen einen freudigen Schrei aus, weil eine Frau mit einem Silbertablett eintrat, auf dem in Kristalltellern und Schüsseln die süßesten Kuchen, Mandeln und glasierte Walnüsse angerichtet waren.

»Elisa«, sagte die Alte, »würdest du uns bitte ein bisschen Likör einschenken?«

Die Frau öffnete den schwarzen Schrank, holte zwei Gläschen und eine bauchige Flasche hervor, voll mit einer dichten braunen Flüssigkeit, schenkte vorsichtig ein, servierte die Gläschen, und im nächsten Augenblick verließ sie den Raum noch lautloser.

»Wer ist das?«, fragte ich den Jungen einmal.

»Meine Mutter«, antwortete er flüsternd.

So verging die Zeit, und wenn die siebente Stunde voll war und unsere Münder langsam

vom karamellisierten Zucker gefühllos wurden, stand meine Großmutter auf und brachte aus dem Entrée Pelze, Mützen und Schals – es kam der Augenblick der Trennung, aber ich war nicht böse, und der Junge lächelte, denn wir wussten beide, dass ich, sobald ich draußen war, in die Taschen des Mantels greifen konnte und dort mal ein Bonbon, eingehüllt in glänzendes Stanniolpapier, mal einen Zinnsoldaten, mal eine Plastikpuppe, aber immer etwas finden würde, was dieses Ende in den Anfang einer zukünftigen Geschichte verwandeln würde.

Das ist es, woran ich mich erinnere. Das ist die Tatsache, die alles bekräftigt oder vielleicht verleugnet. Und noch etwas: der verschneite Weg, knirschender Schnee unter unseren Füßen und eine kleine rote Straßenbahn, die die ersten Erinnerungen davontrug.

Später starb meine Großmutter, und das Haus verschwand. Ich verstand den Tod nicht, ich sah ihn nicht, ich begriff ihn nicht, ich wurde nicht traurig. Nichts veränderte sich bis zum ersten Sonntag, an dem ich allein zu Hause blieb mit meiner Mutter und meinem Vater. Dann öffnete sich die Wunde, der Abgrund gähnte, und zum ersten Mal verspürte ich mit all meinen kindlichen Sinnen das Fehlen, den leeren Raum, die Sehnsucht, und all das verschmolz zu einem hysterischen Schrei der Trauer, aber nicht der verschwundenen Großmutter wegen, sondern wegen des verschwundenen Hauses, wegen des verschwundenen Jungen, der süßesten Kuchen, der karamellisierten Walnüsse, der Zinnsoldaten, der in Stanniol eingewickelten Bonbons ... Ich brauchte das Haus, ich wollte es und zerfloss in Tränen, während ich die Besänftigungen meiner Mutter anhörte und einzig begriff, dass sie nicht einmal wusste, wo sich der Mittelpunkt meiner Welt befand. An diesem ersten Sonntagnachmittag schlief ich vor Gram ein, und als ich erwachte, wusste ich bereits, dass das Haus für immer verschwunden war. Ich war gezwungen, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen, aber das ging nicht so leicht. Lange Zeit wollte ich nicht hinaus auf die Straße gehen, ich wollte nicht mit den Kindern spielen, die unter unserem Balkon schrieten. Die Straße war nicht das Haus. Die Kinder hatten keine Samtanzüge mit goldenen Knöpfen und steckten mir keine Bonbons und Puppen in die Taschen, sondern traten mir gegen die Knöchel und sagten Wörter, von denen meine Ohren zu pfeifen begannen.

So verging der Sommer, dann der Winter, dann noch ein Sommer, und ich kam in die Schule. Das Leben veränderte sich, die Erinnerungen verblassten, und ich war nicht mehr sicher – gab es ein Haus, wo wir jeden Sonntagnachmittag mit meiner Großmutter gewesen waren? Und lebte in diesem Haus wirklich der Junge, anders als die anderen, weil er mit einem Samtanzug mit goldenen Knöpfen bekleidet herumlief? Aber als uns in der zweiten Klasse die Lehrerin sagte, dass wir einen Aufsatz über unseren schönsten Sommertag schreiben sollten, dachte ich mir, nachdem ich lange überlegt und keinen einzigen Moment hatte aussondern können, der einer Beschreibung wert gewesen wäre, Folgendes aus:

»Der schönste Tag während des Sommers war, als wir in dem alten Haus zu Besuch waren. Dort spielten wir mit meinem Freund, dem Jungen, im Sand unter dem großen Kirschbaum. Eine grüne Raupe fiel aus den Blättern, und wir sahen, dass sie an Altersschwäche gestorben war. Wir gruben ihr ein Grab, schmückten es, und der Junge machte ein Kreuz aus Streichhölzern und steckte es in die Erde. Ich fragte, warum auf jedem Grab ein Kreuz sein muss, und er antwortete mir, dass die Seele dorthin kommt, wohin sie soll, wenn man ein Kreuz aufs Grab stellt. Wir waren allerdings nicht sicher, ob Raupen eine Seele haben. Deshalb fragten wir die alte Großmutter des Jungen. Sie sagte uns, dass sie eine haben. Und nicht nur die Raupen – alles hat eine Seele, auch die Steine und die Bäume. Der Mensch muss sie nur entdecken. Das war der schönste Tag. Weil wir ein Kreuz für die Raupe aufgestellt haben, und ihre Seele jetzt ist, wo sie hingehört.«

Als man uns in der nächsten Stunde die Hefte zurückgab, streichelte mir die Lehrerin über den Kopf und sagte, dass mein Aufsatz sehr schön sei, aber ich müsse wissen, dass die alten Leute nicht viel vom Leben verstehen, weil sie an nicht existierende Dinge glauben. Die nicht existierenden Dinge, das seien die Seelen, und das mit dem Kreuz sei nur ein Aberglaube. Ich verstand sie nicht, aber das hatte keinerlei Bedeutung – wichtig war, dass damals alles begann: das Streben, der Weg, der Durst nach dem eisigen Wasserstrahl, der unsere Lippen zusammengebracht hatte. Weil nach Jahren die Realität immer unzureichender wurde. Die Leere schwoll an und vergrößerte ihr Territorium, immer öfter durchkreuzten Abgründe die Wege, und man musste Flügel haben, um weiter voran zu kommen; dann begannen die Phantasien zu entgleiten, sich auf allen leeren Feldern breit zu machen, überall dort ein wenig zu picken, wo die Welt durch ihre Halbheit zusammenzubrechen drohte.

Deshalb, als ich von Neuem dem Jungen begegnete, als wir in der Dämmerung in meinem Zimmer redeten, als wir den nächtlichen Himmel betrachteten und sich unsere Brust mit Frühling füllte, als wir durch die Stadt spazieren gingen, um die Fassaden alter Häuser zu betrachten, ja sogar dann, wenn ich seine Hand drücken konnte bis es weh tat, um seine Stimme zu hören und mich zu überzeugen, dass er existiert, fragte ich mich:

Wo ist die Grenze? Was von dem, das man erlebt hat, ist Wirklichkeit? Warum ist unser Schicksal ein Drama, in dem die Illusionen mit der Wirklichkeit zusammenstoßen?

Mit den Fragen ohne Antwort begann meine Annäherung an das Haus, so wurde ich ein Teil seiner und drang schweigsam bis zum Äußersten vor, als der Junge, fort getragen von der Stille, im Morgengrauen sagte:

»Wie traurig es ist – wir können den Verfall nicht aufhalten, und wie schön wäre es, wenn wir beten könnten, um uns in der friedensstiftenden Einsamkeit zu entdecken, an der Grenze des Erdachten, an der Grenze der Wirklichkeit ... «

Aus dem Bulgarischen von Alexander Sitzmann

